

Chrizzi Heinen
Tropicalia
Passagen

Roman



Chrizzi Heinen ist Autorin von Erzählprosa und Hörspielen sowie bildende Künstlerin und wirkt bei diversen Musikprojekten mit. 2012 promovierte sie im Fach Musikwissenschaften mit einer stadtanthropologischen Feldstudie über experimentelle Soundkulturen. Zuletzt erforschte sie die Musik kaputter Geldautomaten. Für ihren Debütroman »Am schwarzen Loch« wurde sie 2020 mit dem »Förderpreis komische Literatur« ausgezeichnet. Seit 2019 ist sie Leiterin des Vakant Verlags, der ausschließlich imaginäre Bücher veröffentlicht. 2020 war sie Stadtschreiberin in Tampere.

1. Auflage November 2023

© Ventil Verlag UG (haftungsbeschränkt) & Co. KG, Mainz 2023. Alle Rechte vorbehalten.

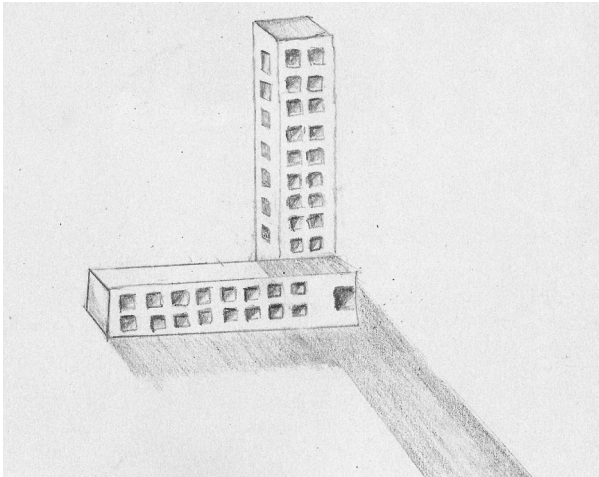
ISBN 978-3-95575-214-9

Layout und Satz: Oliver Schmitt

Illustration Seite 5: Chrizzi Heinen

Druck und Bindung: maincontor GmbH

Ventil Verlag, Boppstraße 25, 55118 Mainz
www.ventil-verlag.de



Mila stand auf einem prallgefüllten Umzugskarton. Mit den Fingerspitzen konnte sie die Zimmerdecke berühren. Ihre Altbauwohnung im Zentrum hatte sie gegen diese Keksdose am Stadtrand getauscht, in der obersten Etage des Hauses. Dreiundvierzig Meter über der Stadt. Mit dem Wohnberechtigungsschein war alles ganz fix gegangen. Den Mietvertrag letzte Woche unterschrieben. Die zwei quadratischen Fenster glichen Dichtungsdeckeln. Sie kniete sich auf den Heizkörper, öffnete ein Fenster, hielt sich mit beiden Händen am Fensterbrett fest und schaute nach unten auf die Straße, elf Stockwerke hinab. Der Wohnblock lag in unmittelbarer Nähe zur Hauptverkehrsstraße, die in die Autobahnauffahrt mündete.

Der Feierabendverkehr fegte die Autos aus der Stadt. Mit ihm kam der Verkehrslärm, der wie ein lautes Tier die Hausfassade hinaufschnellte. Fiele das Haus nach vorne, läge es bäuchlings auf der Straße und würde den Verkehr blockieren. Mit einem Hopser aus ihrem Fenster stünde Mila vor dem Supermarkt auf der anderen Straßenseite. Kippte das Haus nach hinten, würde es als langer Schlauch in das triste Viertel hineinragen. Der Fahrstuhl würde von rechts nach links über den Asphalt schleifen. Läge das lange Haus flach in der Horizontalen, würde der Straßenlärm durch die Currywurstbude, die Spielplätze und die Baumgruppe herausgefiltert. In der Vertikalen schienen sich Klangereignisse zu verstärken. Das hätte sie wissen müssen. Einen Abend in der Woche hatte sie auf einer hohen Kanzel gestanden und harte Schallwellen auf eine Menschenmenge gefeuert. Die Gefühls-

lage ihrer Klienten akustisch tarierend. Damit alle bei Laune blieben und ihr Arbeitspensum erfüllten. Zum Wohle des täglichen Workflows.

Sie schloss das Fenster und behielt das Geschehen auf der Straße im Blick. Mit einsetzender Dämmerung schalteten die Fahrzeuge nach und nach ihre Beleuchtungen ein. Eng getaktet bewegten sie sich in weiß-roten Reihen vorwärts, bis sie an der großen Kreuzung zum Stehen kamen. Die Ampeln agitierten hin und her, leiteten den Verkehr und kamen selbst nie einen Schritt vorwärts. Stunde Mila vor der Entscheidung, sich in ein Auto oder eine Ampel zu verwandeln, sie würde das Auto wählen.

Das Lichtspiel der Fahrzeuge im Dunkeln erinnerte sie an den Straßenzauber zum Jahreswechsel. Vielleicht hatte sie die Kündigung ihres Jobs vor einer Woche noch nicht gebührend zelebriert. Die Kontrolle für immer abgeben, dachte sie feierlich. Arbeiten ganz ohne Absicht. Einfach machen, ohne an ein Publikum zu denken. Komponieren ohne Zuhörer. Die Verbindungen zu den Klienten kappen. Deshalb war sie umgezogen. Doch ein vollständiger Wandel würde ihr guttun. Weg und für alle gestorben sein. Dafür hatte sie alles vorbereitet. In drei kleine Stofffiguren würde sie sich verpuppen. Die drei Holzkisten und die Tüte mit dem Handbohrer standen im Flur bereit.

Sie nahm einen Schluck Mineralwasser aus einer Plastikflasche, machte es sich auf der Heizung bequem und schaute auf das Material vor ihren Füßen: ein paar Nadeln, dunkles Garn, drei Murmeln, drei Walnüsse, beigefarbener Baumwollstoff, eine Schere, eine durchsichtige Tüte mit ungekochtem Milchreis, ein Löffel, Klebstoff, Malkreide, Streich-

hölzer, fünf bunte Filzstifte und aufgeribbelte braune Wolle. Sie zog an einem heraushängenden Faden des Wollknäuels. Als sie ihn losließ, kräuselte er sich gleich wieder zusammen. Einen sauberen Scheitel würde sie mit der Wolle nicht hinbekommen. Wozu auch? Sie griff in ihre Locken und suchte vergeblich nach dem Scheitel auf ihrem Kopf.

Damit die Püppchen nicht froren, würde sie ihnen Fetzen ihrer Arbeitskleidung überziehen. Mila zupfte an den Pailletten ihrer schwarzen Leggings, feinstes Plastik. Mit mehreren solcher Hosen hatte sie sich damals eingedeckt. Aus dem Polyester ließ sich der Schweiß getaner Arbeit leicht herauswaschen.

Unter dem Namen »Vitamin M« hatte Robert sie vor knapp vier Jahren als DJ für die Tropicalia-Bar eingestellt. »Mila, du wirst dich diesen Behaglichkeiten bald nur noch schwer entziehen können«, hatte er behauptet, nachdem sie den unbefristeten Vertrag unterschrieben hatte. Doch die Sicherheit verunsicherte sie schon damals. Unbefristet bedeutete ein Leben ohne garantierten Tod. Wie ein beliebiges Bild an der Wand eines Wartezimmers verblich man allmählich aus dem Arbeitsleben. Der befristete Vertrag dagegen verhieß ein Ende mit großem Knall, die Wiedergeburt in eine andere Arbeitswelt.

Ihr Vorgänger Stefan Pein, der als DJ Pineapple zu diesem Zeitpunkt schon einige Platten herausgebracht hatte, war in der Tropicalia-Bar engagiert worden, um den Arbeitsalltag in der CityPassage wieder zum Laufen zu bringen. Damals wurde selbst den Mitarbeitern Eintritt gewährt, die vor Jahren gekündigt hatten. Eine Wiedereingliederung mit Willkommensbonus wurde ihnen zugesichert, sollten sie ihre Arbeit

in einem der Läden wieder aufnehmen. Nach der Anstellung von Pine als Haus-DJ in der Tropicalia-Bar schrumpfte die Zahl der Angestellten weiter zu einem mickrigen Haufen von etwa fünfzig Leuten. Trotz seines Misserfolgs nutzte Mila ihre Hospitation, um seine Arbeit im Detail zu beobachten: Wie er zu Beginn der abendlichen Ouvertüre die Ärmel seines schwarzen Jacketts hochraffte, daraufhin die Schublade unter dem Mischpult aufzog, die dunkelrote Schachtel mit den Zigarren aufklappte, sich eine herausholte und sie mit einem silbernen Feuerzeug entfachte. Kräftig paffte er daran, so dass der Qualm schon nach kurzer Zeit den hintersten Winkel des Saals erreichte. Entwaffnend stank es zum Himmel. Mila schloss die Augen und hoffte, es wäre bald vorüber. Am zweiten Abend versuchte Mila es mit einem Spritzer Eau de Toilette an ihrem Handgelenk, an dem sie roch, sobald er die Zigarre entzündete. Der Genussmittellieferant attestierte dem Tabak ein anisartiges Aroma mit leicht cremiger Brombeernote und befüllte die Schublade unter dem Mischpult regelmäßig mit der kubanischen Rauchware, die durch einen nassen Schwamm feucht gehalten wurde.

Nach zwei Nächten als Hospitantin übernahm Mila den Auftakt mit Zigarre. Das feste Ritual routinierte ihren Griff zur Zigarre, das blitzartige Schnappen des Feuerzeugs, das den Raum wie ein Säbel in der Mitte zerschnitt, und den ersten tiefen Zug. Sie fühlte sich dabei wie eine stinkende Nebelmaschine. Von eigener Berausung konnte nicht die Rede sein, der Genuss war das Wissen um die Wirkung der Zigarre auf die Partygäste, deren Gespräche über den Arbeitsalltag allmählich leiser wurden.

Der pralle Wickel der Zigarre bestimmte das Zugverhalten.

Bei Schiefbrand glühte die Asche lichterloh. Mit geschlossenen Augen spürte Mila nach, wie sich die Partikel der fermentierten Tabakblätter auf den Köpfen absetzten. Feine Asche rieselte von den Scheiteln an den Haaren herunter, über die Nasenrücken und hinein in die Mäuler. Schlagartig verstummte auch das letzte Flüstern, voller Spannung hielt sich die Audienz an den Händen, schaute gebannt auf die Hospitantin und wartete voller Demut auf das, was nun folgen würde.

»Ich habe einen Paradigmenwechsel für meine Bar angestrebt, und bei Pine war ich mir von Anfang an unsicher«, hatte Robert das Ende der kurzen Karriere ihres Vorgängers Mila gegenüber erklärt. »Du merkst doch selbst, dass er nicht zieht! Wer will heute überhaupt noch Männer auf der Kanzel sehen?«

Am Tag der Vertragsunterzeichnung erörterte er zum wiederholten Mal das Konzept der Tropicalia-Bar, das er vor einigen Jahren zusammen mit der oberen Führungsebene ausgearbeitet hatte. Eine Beschallung am helllichten Tage, meinte er, sei für die CityPassage zwar auch einmal angedacht gewesen, jedoch nicht weiterverfolgt worden. »Mit Musik in den Verkaufsräumen würde Arbeit selbst zum Tanztee verkommen. Zwischen diesen Sphären gilt es zu trennen«, erklärte Robert.

Die Beschallung durch DJs nach Dienstschluss hatte im Arbeitskontext durchaus Tradition. Der harten Arbeit sollte die Freude auf den Feierabend folgen. In diesen Punkten sei die CityPassage noch eine der wenigen traditionellen Dienst-einheiten, mit denen Robert im engen Austausch stehe.

Die Menge in den Griff zu bekommen, weckte in Mila mehr Ansporn als Zweifel. Sie kannte sich aus mit Menschen, Tieren und Pflanzen. Es waren Meerschweinchen gewesen, an denen sie ihre Führungsqualitäten bereits zu Schulzeiten hatte unter Beweis stellen können. Während ihre Schulkameradinnen die Sommerferientage im Freibad verbrachten, widmete sie sich ihrer Musiksammlung. Schallplattenhüllen wurden geklebt und sortiert, CDs angehaucht und mit einem T-Shirt poliert, der Plattenspieler wurde gereinigt, der Antriebsriemen ausgewechselt. Mila flitzte durch die Wohnung, griff nach dem Klebeband auf dem Schreibtisch ihres Bruders und lief wieder zurück in ihr Zimmer. Jedes Mal, wenn sie am Wohnzimmer vorbeikam, fingen Rosi und Norbert, die beiden Meerschweinchen, wie wild an zu quieken. Sobald Mila sich wieder entfernte, ließ das Quieken nach. Für ihren Hunger konnten die Nager freilich nichts. Doch das Gefühl, dass sie sich zu kümmern hatte, brachte Mila aus der Fassung. Morgens, mittags und abends fütterte sie die beiden, und wenn die Tiere weiter krakeelten, stellte sie sich, die Hände in die Hüften gestemmt, vor den Käfig und hielt eine Ansprache: »Nur weil ich den ganzen Tag zu Hause bin, bedeutet das noch lange nicht, dass ihr jedes Mal ein Salatblatt bekommt, sobald ich am Wohnzimmer vorbeilaufe!« Dann verließ sie das Wohnzimmer, ohne den beiden ein weiteres Stück Gemüse durch die Gitterstäbe zu reichen. Das Quieken ließ nach. Die Meerschweinchen quiekten nur noch aus blanker Freude oder dann, wenn Mila bereits mit der Rohkost vor dem Käfig stand. Sie hatten gelernt, was feste Essenszeiten sind. In der restlichen Zeit entspannten sie im Liegen, träumten vor sich hin oder liefen die Holzterrasse

hinauf in die zweite Ebene des Käfigs, um sich in einer mit Stroh ausgelegten Höhle zu verstecken. Rosi und Norbert waren zu bescheidenen Meerschweinchen herangewachsen, die gelernt hatten, sich ihr Grünfutter einzuteilen. Vielleicht war das soziale Regelwerk der CityPassage vielschichtiger, doch dass Mila in der Lage sei, auch Lebewesen mit komplexeren Bedürfnissen Grenzen zu setzen, hatte sie Robert während des Einstellungsgesprächs versichert.

»Einzig in der Tropicalia-Bar«, so Robert, »können mithilfe von Klängen Emotionen und Sinneinheiten vermittelt werden, die bedeutsam sind für die Arbeit in der CityPassage. Wichtig ist, dass du dich auf jeden Mitarbeiter individuell einstellst: Wie fühlt sich jede einzelne Person? Wie agiert das Publikum untereinander? Von der Gegenseite kommt so viel zurück, das darf nicht ignoriert werden!« Er schaute Mila eindringlich an und fuhr dann fort: »Erst einmal brauchen wir einen Ausgangspunkt, ein festes Fundament, einen weichen Klangteppich, in den sich die Menschen hineinfallen lassen können.«

Dies sei ein Leichtes, meinte Mila. »Mit der Anordnung spezifischer Klangspuren lässt sich ein polyphoner und polyrhythmischer Persianer erstellen, dem sich die Zuhörer gern hingeben.« Mit beiden Händen bändigte sie einen imaginären Teppich, den sie auf dem Boden des Bürozimmers zum Liegen brachte.

Robert nickte zufrieden und deutete im Takt seiner Worte mit dem Zeigefinger auf den Teppich: »Dann das Erlöschen! Wir müssen ihnen den Teppich wieder entziehen. Klänge ausblenden! Das Ausblenden erweckt im Zuhörer das Gefühl des eigenen Erlöschens.« Er schaute hoch und erörterte das

Phänomen: »Die Zuhörerschaft verschmilzt mit dem Klang. Durch das Aussparen von ganzen Takten, also genau der Stellen, nach denen die Menge giert, können noch tiefere Verlustempfindungen generiert werden.« Nach einer kurzen Pause, in der er nachzudenken schien, fasste er zusammen: »Wir belassen es lieber beim Ausblenden, statt Musikstücke von jetzt auf gleich zu beenden.«

Robert hatte sich in seinem betriebswirtschaftlichen Studium sowohl mit klangökonomischen als auch mit musikpsychologischen Aspekten befasst; das wusste Mila. Trotzdem erschien ihr seine Theorie einfallslos, wurden doch alle Musikstücke, wenn sie einem Publikum vorgespielt wurden, ausgeblendet, wenn sie sich auf das Ende hinbewegten. Um von ihrer Ratlosigkeit abzulenken, erzählte sie von ihren beweglichen Soundboxen, die sich vom Mischpult aus steuern ließen. »Diese Boxen sind in der Lage, die Klangstrahlen gezielt ins Publikum zu feuern«, sagte sie. Roberts Augen weiteten sich. »Dann werden die Mitarbeiter die Feedbackschleife am Ende des Abends dienstbereit annehmen«, spekulierte er.

Roberts Modell bewahrheitete sich, als Mila schließlich allein vor der Menge stand. Jedes Mal, wenn sie ein Stück mit dem Regler ausblendete, wurde es unruhig im Saal. Das Ausblenden schürte die Angst vor dem eigenen Verschwinden, es entfachte das Begehren der Menge nach einem neuen Stück, das diesem Selbstverlust entgegnete.

Milas spezielles Equipment überforderte die Soundanlage der Bar so sehr, dass es in den ersten Nächten zu totalen Stromausfällen kam, die die volle Tanzhalle in plötzliche Stille und Dunkelheit hüllten. Geräuschlosigkeit war nur unhörbare Musik, die Mila visuell zu untermalen verstand.

Von einer batteriebetriebenen Klemmlampe am Geländer der Kanzel angeleuchtet, nahm ihr Körper den Rhythmus des unterbrochenen Stücks wieder auf, kraftvoll übertönten ihre Bewegungen die Stille. Ihr Körper selbst wurde zu einer sichtbaren Tanzhalle, in der jeder Tropicalia-Besucher seinen Platz fand, bis die Lichtmänner endlich die Generatoren aus dem Hinterraum rollten und die Anlage wieder in Stand setzten. Mila frickelte Tage und Nächte mit Mehrfachsteckern herum, um weitere Ausfälle der Musikanlage zu vermeiden.

Während ihrer Live-Performances wandelte sie die vorbereiteten Kompositionen an ihrem Soundboard ab. Ein am Mischpult befestigtes Pulsmessgerät informierte sie nonstop über die durchschnittliche Herzfrequenz der Tropicalia-Gäste. An diese Koordinaten galt es Tempi und Rhythmen der Kompositionen durch sorgfältiges Einstellen der Regler anzugleichen. Mit dem Hinzufügen einiger Filter an den Soundkanälen diffundierten die Klänge durch die Vorverstärker wie durch feine Brausen in die Gesichter des Publikums. Von Abend zu Abend lernte Mila das Tropicalia-Publikum besser kennen und passte den Modulator an dessen durchschnittlichen Herzschlag an. Monatliche Gespräche mit der Chefetage justierten Milas Methoden mit Bezug auf auffällige Persönlichkeiten. Selten wurde ihr der Weichspüler-Schmetterling aufgetragen: eine Melodie, die durch den Raum schwebte. Wie ein zarter Falter strich die süße Tonfolge über die Wangen der Zuhörer und landete sanft auf der Schulter einer auserwählten Person, einer neuen Mitarbeiterin zum Beispiel, über deren Bedürfnisse Mila zuvor in Kenntnis gesetzt worden war: ein schöner Gedanke, etwas Ablenkung, eine Streicheleinheit. Von ihrer Kanzel

aus konnte Mila beobachten, wie die Frau im Spotlight ihre Augen schloss, aus denen Tränen kamen, die die Melodie auf ihrer Schulter durchtränkten. Das waren milde Momente.

Zum vollen Programm, so forderte es die Chefetage, gehörte die Feedbackschleife, ein mithilfe einiger analoger Sequenzer und anderer kreisförmig auf dem Boden angeordneter Apparaturen fabriziertes Dröhnen, das das Publikum für Minuten einfro. Indes entließ Mila stramme Arpeggien aus ihren Boxen, die fächerartig über den Köpfen einschlugen. Das eine Gesicht klar im Visier, das andere gestreift von einer kräftigen Soundwolke, aus der Ermahnungen und wohl überlegte Motivationsprüche herauskübelten. Es kostete Mila jedes Mal Überwindung. Doch es war der entscheidende Part, auf den jede Tropicalia-Nacht abzielte. Die kleinste Veränderung des zuvor gelieferten Programms konnte die Bereitschaft des Publikums zur Aufnahme dieses schmerzlichen Feedbacks verringern. Die Sequenzer glühten noch, wenn Mila drei gespreizte Finger in die Tastatur ihres Synthesizers drückte. Ein saftiger Akkord tönte durch die Lautsprecher, der die Menge jedes Mal aus der Starre befreite und das Ende der Veranstaltung einläutete. Die Gäste kamen zu sich und wankten unter dem Einfluss von akustischen Rausschmeißern durch den schmalen Flur Richtung Ausgang.

Die Führung zu übernehmen, war ihr nie schwergefallen. Doch von Beginn an war dies mit einem unguuten Gefühl verbunden gewesen. Im Workflow vergaß man leicht, wofür man eigentlich arbeitete. Wenn Mila nach einer erfolgreichen Nacht schwitzend von der Kanzel stieg und die leere Bar durch den Seiteneingang verließ, überkam sie jedes Mal ein schlechtes Gewissen. Unter das Mitleid mit einigen Klienten

mischten sich Schuldgefühle. Und die Frage, ob der Arbeitsauftrag, den sie in der Tropicalia-Bar ausführte, überhaupt moralisch vertretbar sei.

Klienten außerhalb der Öffnungszeiten zu treffen, war Mila untersagt. So stand es im Arbeitsvertrag, und die Cheftage wurde nicht müde zu betonen, zwischen ihr und den Besuchern der Bar bestehe eine klare Grenze, die zugunsten des professionellen Arbeitsverhältnisses zu wahren sei. Robert gab Mila den Tipp, nach Dienstschluss keinen Gedanken mehr an ihre Schützlinge zu verlieren. Doch sie wusste alles über ihre Klienten. Sie war bestens informiert über Vertragsverhältnisse, Schulabschlüsse, Familienstände, Geburts- und Wohnorte, Ess- und Trinkgewohnheiten, Partnerschaftsverhältnisse, sexuelle Vorlieben und so viel mehr. Wenn sie nach einer anstrengenden Nacht am frühen Morgen auf dem Heimweg in die Pedale ihres Fahrrads trat, blitzten die Gesichter der Mitarbeiter vor ihrem inneren Auge noch einmal auf. Während der Tropicalia-Nächte waren sie zu kleinen Holzköpfen geworden, die Mila wie Perlen einer Kette um ihren Hals trug. Jeden Tag rieben die Köpfe aneinander und lagen auf einer anderen Stelle auf ihrer Haut. Mila befühlte ihr Schlüsselbein. Da war nichts, und doch spürte sie die Menschen dicht an dicht, eng aufgefädelt. Vor dem Zubettgehen zog sie die Kette über ihren Kopf und legte sie in eine Tonschale auf ihrem Nachttisch. Sie hoffte, die Kette würde eines Tages reißen, und alle Köpfchen würden sich von ihr lösen, auf den Boden fallen und ganz eigenständig in verschiedene Richtungen rollen.

Mila sprang von der Heizung und wagte einen Blick in den Flur, wo die drei Umzugskartons mit dem Equipment standen. Das Mischpult und die Soundboxen hatte sie sich zugelegt, als sie fünfzehn war. Solide Hardware. Dass ihr Laptop über ausreichend Speicherkapazität verfüge, hatte der Mann im Medienfachhandel ihr damals versichert. Über adäquate Software und spezifische Produktionsmethoden informierte sie sich in Professor Bobs wöchentlicher Radioshow, in der auch die neuesten Stücke anerkannter Musiker besprochen wurden.

Jeden Mittwochabend stellte sie das Radio auf die Bettkante. Wenn die Titelmelodie um kurz nach elf ertönte, klopfte ihr Bruder nebenan gegen die dünne Rigipswand. Die Wand bebte, und Mila betrachtete die schwachen Risse in der Raufasertapete, während Theos dumpfe Rufe aus dem Nebenzimmer kamen: »Schalt das Radio aus, du hast morgen zwei Doppelstunden Englisch, und ich habe morgen Deutschklausur!« Dann zog sie sich Kopfhörer auf die Ohren und dimmte die Nachttischlampe, um der Radiostimme noch näher zu sein.

Sie hatte keinen blassen Schimmer, wie Professor Bob, der die Sendung seit fünfzehn Jahren moderierte, ausschaute. Ganz anders als sein Name vermuten ließ, war er ein autoritätsferner Musikjournalist, der mit Bedacht redete, als habe er Angst vor seiner eigenen Stimme. In Berichten über Konzerte, die er besucht hatte, überschlug er sich vor Begeisterung und brach angefangene Sätze ab, als würde er sich für den Überschwang genieren. Manchmal stellte sich Mila vor, wie die Schamröte seiner Wangen nach einem solchen Gefühlsausbruch als roter Pudding durch die Gitterdrähte der

Radioboxen quoll. Wenn ihn kurz darauf bei einer Anmoderation journalistische Sachlichkeit einholte, schrumpfte die rote Masse flugs ins Innere des Radiogeräts zurück.

Die Gründungsmitglieder und Musiker der vorgestellten Combos trugen Namen, die Mila durchweg älteren Männern zuschrieb. Auch die Leserbriefe, die ein fester Bestandteil der Sendung waren, kamen ausschließlich von männlichen Zuhörern. Geräusche von Papier drangen sachte durch die Lautsprecher, wenn Professor Bob kryptische Rezensionen und Musikwünsche von Briefbögen ablas. Mila stellte sich vor, wie auch die Verfasser auf ihren Matratzen lagen und der Sendung über Kopfhörer lauschten.

Als ihr erster Brief auf Sendung ging, fühlte sie sich dieser männlichen Musikgemeinschaft fast zugehörig. Unterschrieben hatte sie den Brief mit »Florian«. Florian gab zu, nie ein Instrument erlernt zu haben, und äußerte den Wunsch, an eigenen Stücken zu arbeiten. Einige Wochen lang verlas Bob hilfreiche Tipps aus Briefen anderer Hörer an Florian. Eine Karriere als Klangkünstler sei auch ohne Ausbildung möglich, teilten sie ihm mit. Ein Soundexperte, der der Sendung zugeschaltet wurde, beriet die Hörer bei der Auswahl des passenden Audioequipments. Die Hardware war für Mila das geringere Problem, schwieriger verhielt es sich mit der Software. In einer Software war man gefangen, sie ließ einem unzählige Möglichkeiten, Klänge zu kombinieren und manipulieren, aber sonst wenig Freiheit. Jeder würde als allererstes heraushören, mit welcher Software sie gearbeitet hatte. Durch Bobs Sendung geriet sie an die Adresse eines Tüftlers, der ihr seine eigens entwickelte Audio-Software durch einen Download-Link in einer E-Mail zukommen ließ.

Neben vielen freundlichen Gesten, die die Community einander in der Sendung entgegenbrachte, wurden auch solche Stimmen laut, die sich neiderfüllt über Musiker äußerten und dies durch abgehobene Positionen zu kaschieren suchten. Insbesondere von Newcomern wurde erwartet, dass sie bestens vertraut waren mit den wegweisenden Werken der Musikgeschichte, und gleichzeitig etwas Neues und Eigenes schufen. Die ständigen Qualitätsurteile, mit denen die Community die Neuerscheinungen vornehmlich jüngerer Künstler in ihren Leserbriefen bekrittelte, waren kaum zu ertragen. Selbst Professor Bob verschanzte sich bisweilen hinter einer Mauer von musiktheoretischen Idealen, die er nie genauer darzulegen vermochte. Manchmal kam es Mila so vor, als säße da ein Gremium vor den Radioapparaten, das bestimmte, wie Musik zu klingen hatte und wer Ruhm und Ehre verdiente.

Eines Tages stellte sie ihr Radio zurück ins Regal und baute sich aus Eierkartons und Sperrholzplatten eine geräuschisolerierende Kabine, in der sie ungestört arbeiten konnte. Das Geld, das sie innerhalb eines Jahres bei ihrem Nebenjob als Kassiererin in einer Tankstelle verdient hatte, tauschte sie gegen Audioequipment, das sie auf der Werkbank hinter der Kabinenwand platzierte. Die schwarzen Kabel ragten wie ausgerollte Lakritzschnecken aus dem Loch in der Kabine und führten zu einer Mehrfachsteckdose, die mit der Steckdose in der Zimmerwand verbunden war. Mit all den technischen Zutaten war plötzlich alles möglich, die Ideen schwelten in ihrem Kopf. Ob sie sie brauchte oder wollte, sie mussten einfach raus, und Mila hatte das vage Gefühl, dass alles besser werden würde, wenn sie sie zuließ. Mit den

Kopfhörern auf ihren Ohren und den Fingern an den Reglern arbeitete sie bis in die frühen Morgenstunden in der Kabine. Flog der Rest der Familie aus, spielte sie die Ergebnisse bei voller Lautstärke über die Boxen ab. Tagelang probierte Mila aus und nichts klappte, dann endlich ergab sich rein zufällig etwas, das die gesamte Stimmung eines Stücks veränderte.

Wenn sie ihr Zimmer verließ, um eine Pause einzulegen und sich in der Küche ein Glas Saft zu holen, traf sie auf andere Mitglieder der Familie, die irgendetwas von ihr wollten. Ihre Mutter zum Beispiel saß auf der Küchenbank und überschüttete sie ungefragt mit Informationen. Ständig wurden Milas Ohren mit akustischem Material vollgestopft, das für die Musikproduktion nicht förderlich war. Deshalb fing sie an, ihre Ohren zu trainieren. Durch Kontraktion des Ohrknorpels konnte sie ihren Höreingang für einige Minuten so dicht verschließen, dass keine akustische Information mehr hindurch kam. Eine rauschende Leere zwischen beiden Ohren machte sich breit, eine kurzzeitige Resistenz gegen das Zuhören. Mila sah nur noch die Gesten ihrer Mutter, die sie durch routiniertes Nicken bestätigte, bevor sie Handzeichen gab, sie müsse nun zurück in ihr Zimmer. Im Anschluss an die kurzen Treffen mit anderen war es schwierig, in die Arbeit in ihrer Soundkabine zurückzufinden. Durch langsames Atmen lockerte sich der Ohrknorpel. Wenn sie das Passwort in ihren Laptop tippte, um die Produktion an einem Stück wieder aufzunehmen, war der Gehörgang wieder frei.

Mit jedem neuen Stück tauchte Mila in ein Universum ein, das ihr zunächst fremd war. Jeden Tag kam etwas Neues hinzu. Ob es gut oder schlecht war, wusste Mila nicht so genau. Seit sie selbst produzierte, mied sie Bobs Show. Doch